Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sanierung die Ottomanisierung Deutschlands und die Balkanisierung Mitteleuropas durchführen, daß man sie, nachdem man sie dem Völkerbunde übertragen hat, als den nach „Maßgabe der Umstände" verwirklichten Völkerbund auslegen, ja daß man sie als eine „tunliche" Erfüllung jener vierzehn Punkte beschönigen wird, mit denen der amerikanische Kreuzritter seinen europäischen Friedenszug antrat. Die Gefahr besteht, daß man von dem kümmerlichen und hörigen Leben, das man dem deutschen Volke gerade noch läßt, mit bedauerndem Achselzucken sagen wird, es sei zwar kein ideales Leben, aber jedenfalls das einzig mögliche, für das ein Volk, das sein Schicksal selbst verschuldet habe, noch dankbar sein müsse.

Die Frage bleibt, ob auch unter solchen Sanierungsbedingungen das deutsche Volk für seine Sieger wird arbeiten wollen, nicht ein, nicht zehn Jahre lang, sondern in alle absehbar-unabsehbare Zukunft?

Moeller van den Bruck.

Bücher

Die Zahlungsfähigkeit Deutschlands.

Seit dem unseligen Vertrag von Versailles hat sich allgemein die Überzeugung verbreitet, daß die wirtschaftliche Erholung Europas von der Lösung der Reparationsfrage abhängt. Die Lösung kann aber nur aus einer unparteiischen Untersuchung des gesamten Reparations-Problems hervorgehen. Diesem Bedürfnis hat das seinerzeit von der Carnegie-Corporation (New York) gegründete Wirtschafts-Institut (Institute of Economics) Rechnung getragen und unlängst ein Buch veröffentlicht, das der Frage an die Wurzel geht. Es betitelt sich **„Germany's Capacity to Pay. A Study of the Reparation Problem"** und wurde mit Hilfe der Institutskräfte von **Harold G. Moulton** und **Constantine E. Mc Guire** verfaßt (384 S., $2^1/_2$ $. Mc Graw-Hill Book Co., New York).

Um Auslandsschulden dauernd abtragen zu können, muß ein Staat in der Lage sein, seine eigenen Haushaltsausgaben durch regelmäßige Steuereinnahmen zu decken und einen Ausfuhrhandel zu entwickeln, der die notwendige Einfuhr übersteigt. Die amerikanischen Sachverständigen weisen nach, daß die Handelsbilanz Deutschlands von 1894 bis 1913 stets mit einem Defizit abschloß, das sich nur durch die sogenannten „unsichtbaren" Einnahmen (Erträge ausländischer Anlagen, von Transportgesellschaften und Bankinstituten) in einen Jahresüberschuß von durchschnittlich 400 Millionen Goldmark verwandelt hat. Die deutschen Auslandswerte wurden 1914 auf 20 Milliarden geschätzt; heute betragen sie wahrscheinlich nicht mehr als 2—3 Milliarden. Der Metallbestand (Gold und Silber) des Reiches hat sich seit dem Kriege um die Hälfte verringert. Ein Teil der ertragreichsten Gebiete wurde Deutschland genommen, sodaß es jetzt auf höhere Einfuhr angewiesen ist als früher: wie soll da eine aktive Bilanz möglich sein?

Dennoch hat Deutschland schon große Leistungen gemacht. Die Alliierten bezifferten sie 1923 auf 8 Milliarden, die deutsche Regierung auf 44; Moulton-Mc Guire errechneten einen Betrag von 25—26 Milliarden, wobei aber die abgetretenen Gebiete unberücksichtigt geblieben sind. Diese bisherigen Leistungen erfolgten aber fast ausschließlich aus Kapitalswerten und kommen daher künftighin nicht mehr in Betracht. Das Vermögen Deutschlands, das vor dem Krieg ca. 300 Milliarden betrug, hat sich auf 165, bezw. gar auf 125 Milliarden vermindert...

Die deutsche Regierung hat während des Krieges eine schlechte Finanzwirtschaft getrieben. Auch nach dem Kriege hätte manches besser gemacht

und der Bankerott vielleicht um ein Jahr, höchstens um zwei Jahre, hinausgeschoben werden können. Die Verfasser legen jedoch dar, daß die deutsche Regierung die Einfuhr von Luxusartikeln und Lebensmitteln nach Möglichkeit eingeschränkt hat, daß die Ausgaben nicht erheblich zu verringern waren, und daß selbst bei Vermeidung aller Fehler kein Überschuß für Reparationszwecke herausgekommen wäre. Ihre Statistiken zeigen ferner, daß der anderwärts als „blühend" verschrieene deutsche Handel in Wahrheit tief unter den Stand der Vorkriegszeit gesunken ist, daß — mit Ausnahme von ganz Wenigen — die Gesamtheit des deutschen Volkes außerordentlich verarmt ist und verhältnismäßig schwer durch Steuern belastet wurde. Schon 1920 schätzte der Völkerbund das nationale Einkommen Deutschlands auf 103 $ pro Kopf, Frankreichs auf 265 $ und Großbritanniens auf 435 $ pro Kopf. Diese Zahlen müssen sich seitdem noch bedeutend zu Ungunsten Deutschlands verschoben haben.

Sehr lehrreich ist die Art, wie Frankreich nach 1870 seine Kriegsschuld beglich: beinahe ausschließlich durch Anleihen, die zu einem Teil sogar in Deutschland aufgenommen wurden. Und die französische Regierung hat nicht einmal die Steuern genügend erhöht, um die Zinsen der Anleihen voll begleichen zu können! Das französische Wirtschaftssystem war aber damals nach einem Krieg von kurzer Dauer intakt geblieben und die Kaufkraft der angrenzenden Länder hatte sich erhalten. Heute müssen dagegen nicht nur alle in den Weltkrieg verwickelt gewesenen Staaten, sondern auch die wenigen neutral gebliebenen Länder ihre Einfuhr beschränken. Deutschland vermag aber nur bei einer großen Ausfuhr zu bezahlen...

Moulton-Mc Guire berechnen, daß Deutschland für die notwendigsten Lebensmittel und Rohstoffe eine Einfuhr von 14 Milliarden benötigt. Demnach muß Deutschland für 14 Milliarden ausführen, um die Ankäufe bezahlen zu können, und nur der Überschuß kann für Reparationen verwendet werden. Das wäre eine höhere Ausfuhr, als Deutschland durchschnittlich in den Jahren 1908—1913, zu einer Zeit vollster Blüte, hatte. Sobald sich aber im Jahre 1921 der deutsche Handel zu regen begann, entstand unverzüglich Angst und Unruhe bei den Siegerstaaten und Zollschranken wurden errichtet, um die deutschen Waren abzuhalten...

Wie sinnlos die Forderungen an Deutschland sind, geht daraus hervor, daß Deutschland unter den Vorkriegsbedingungen, jedoch bei Einschränkung seiner damaligen Einfuhr um 1 Milliarde Mark, in seinem besten Ausfuhrjahr (1913) nicht einmal ein Drittel des Betrages hätte bezahlen können, der ihm im Mai 1921 in London als Jahresrate auferlegt wurde! Oder ein anderes Beispiel: Der ganze Goldvorrat der Welt beträgt wenig mehr als die Hälfte der deutschen Verpflichtungen.

Das Buch „Germany's Capacity to Pay" führt leicht verständlich in ein für den Laien sonst schwer faßbares Problem, das heute alle Welt beschäftigt. Graphische Darstellungen und Tabellen erläutern den Stoff. In einem Anhang sind Einzelfragen behandelt (S. 251—379). Politische Gesichtspunkte wurden nicht berücksichtigt, und die Verfasser haben davon abgesehen, den Plan einer Lösung aufzustellen. Sie deuten die Lösung nur an, indem sie schreiben: „Die Hauptschwierigkeit in Europa liegt gegenwärtig mit einem Wort in schlechter wirtschaftlicher Anpassung. Wenn jener Tag kommt, da die Völker der Erde weniger darauf bedacht sind, Industrie und Handel in ungewohnte Kanäle zu zwängen, weniger darauf bedacht, die Bezahlung von Schulden zu verlangen und sie gleichzeitig zu verhindern, und die Völker statt dessen mehr darauf bedacht sind, die Wiederaufrichtung der Industrie zu erleichtern, den freien Fluß des Handels durch seine gewöhnlichen Kanäle zu fördern und wieder einen Gleichgewichtszustand des internationalen Handels herbeizuführen — erst wenn dieser Tag kommt, wird man sagen können, daß Europa erneut einer wirklichen wirtschaftlichen Blüte entgegengeht."

Das Institute of Economics hat sich mit diesem Werk, das auf gründlichen Studien beruht, ein hohes Verdienst erworben. Es liegt an den europäischen Staatsmännern, die Lehren daraus zu ziehen. H. L.

Neues geisteswissenschaftliches Schrifttum.

Der bekannte Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen bringt in seiner „Sammlung gemeinverständlicher Schriften" mehrere Vorträge schweizerischer Gelehrter heraus. Da steht in erster Reihe die Habilitationsvorlesung **Emil Brunners** an der Zürcher Universität über **„Die Grenzen der Humanität"**. Schon dieser Titel bedeutet im Munde eines Theologen ein Kampfprogramm, und diese Erwartung wird von der leidenschaftlichen und tiefgrabenden Persönlichkeit des Verfassers auch erfüllt. Die Zeit der schwächlichen und wehleidigen Aufklärungspostulate über Gott und die Religion ist vorbei. Die Religion ist durch dieselben ad usum delphini aller Härte und Ausschließlichkeit beraubt worden, aber sie hat auch Kraft, Tiefe und Sättigungswert für jeden ernst und tief Veranlagten verloren. Man bejaht heute wieder mit einer gewissen Absichtlichkeit die Ecken und Kanten des alten Glaubens, an denen sich die Vernunft wund stößt, um nur dem durch die Schule von tausend fast bis zum Letzten reichenden Sinnwidrigkeiten gegangenen Zeitgeist in seinem Ekel vor allen vorschnellen Harmonisierungen Genüge zu tun. Und das bezieht sich nicht sowohl auf die alten Dogmen, obwohl auch diese wieder steigend Bedeutsamkeit gewinnen — nicht nur innere Lebendigkeit, sondern auch ohne, ja gegen diese, wegen ihrer autoritativen Formkraft —, als vielmehr auf das unerbittliche Entweder-Oder der Religion gegenüber aller Kulturseligkeit. Man hat erkannt, daß es ein wirkliches Auge ist, das um des Ärgernisses willen ausgerissen werden muß, und tritt doch der Unausweichlichkeit dieser Entscheidung in einem neuen geistigen Wirklichkeitsmute frei entgegen. In diese Stimmung der jungen Generation mitten hinein führt der Brunner'sche Vortrag. Die Religion ist vermenschlicht worden, sie ist in das Gebiet der Humanität, der sittlichen Autonomie und Menschenwürde hineingezogen worden; man hat sie von außen her als Kulturerscheinung betrachtet — und nun ist sie in Gefahr, in Enge, Bedingtheit und schließlich auch den materiellen Zusammenbruch und die geistige Selbstvernichtung von Humanität und Kultur mithineingerissen zu werden. Die Religion ist nicht Menschensache; ja schon der Begriff „Religion" enthält die ganze Fehlerhaftigkeit der Grundeinstellung. Nach letzter Wesensscheidung handelt es sich nicht um etwas, was vom Menschen ausginge und von da, aus der religiösen Erfahrung den Beweis Gottes versuchte, seine Zusammensetzung aus dem Einzelwissen als dessen Krönung — oder in einem ewigen eitlen Gottsuchen ins Blaue hinein sich gefiele; es handelt sich um keine empirische Funktion des Menschlichen, sondern es handelt sich um Gott, der einfach und vor allem da ist, der alles begründet und neben dem alles Einzelne erst sich auszuweisen, zu erweisen, sein Wesen zu rechtfertigen hat. Und diese theozentrische Anschauung hat nicht den mystischen Sinn, daß Gott alles Wesenhafte und Positive im Menschen ist, und die Kreatur als solche ein Nichts. Denn diese Verabsolutierung Gottes ist doch nur eine scheinbare; sehr bald wird klar, daß Gott, um positiv und absolut zu sein, die Kreatur, das Negative und Relative mindestens begrifflich braucht. Daraus entsteht dann die Gleichordnung und naiv-schamlose Vertraulichkeit zwischen Gott und Mensch, welche die Mystik vielfach kennzeichnet. Aber die heutige Generation hat nicht nur den Intellektualismus und Mechanismus von 1850 bis 1900, sondern auch den Subjektivismus und Irrationalismus, die Neu-Romantik von 1900 bis 1918 hinter sich gebracht und steuert auf eine neue objektiv-ontologische Gesamtformung, welche bei aller Einschätzung der unmittelbaren Lebendigkeit der Form und des Objektiven dies doch fest in sich gründet, und vom Subjekt Einordnung verlangt. Theo-Logie, der Logos von Gott wird hier verlangt, ein in sich ruhender Sinn, in den alles Subjektive und Psychologische zurückgeht. Die Stichworte dieser Theologie heißen nicht mehr: ce qui se passe dans cet homme (nämlich dem religiösen Genie) — wie Beat von Muralt von seinem mystisch-skeptischen Standpunkt aus sein theologisches Zentrum und Ausgangsposition formuliert —, nicht mehr Pflege des religiösen Lebens, Wesen der religiösen Erregung, sondern Gott, eins und alles, Gottes Souveränität, Reich Gottes und Erlösung. Nicht mehr Gefühl, gefühlsmäßige

Abhängigkeit von den Bewegungen des inneren göttlichen Abgrundes, sondern Glaube ist hier das Entscheidende geworden. Dieser allein ist es, der über die relative und sündige Sphäre des Menschlichen hinausgeht, nicht in sich verharrt wie das Gefühl, sondern mit seinem ganzen Wesen das Absolute und Transzendente meint, der alle Funktionalität gänzlich überspringt und sich in seinen Gegenstand schwingt, von ihm ganz überformt wird. Wie kann der menschliche Glaube über sich hinaus zu Gott gelangen? Diese Frage ist theoretisch nicht zu beantworten, sondern nur durch den Hinweis auf den immer wieder geschehenden tatsächlichen Vollzug. Es ist das Grundproblem der Erkenntnis überhaupt, wie sie sich selbst überschreitet hin zu dem, was sie nicht ist, in dem Gegenstande lebt und sich aufhebt — ein letzter Widerspruch des Geistes, dessen Überwindung in jedem seiner Pulsschläge nur zu erleben ist.

Trotzdem hat die Wissenschaft ihr Recht mit den Versuchen, diesen Schritt begrifflich nachzukonstruieren, mindestens auch das Recht der Tatsächlichkeit, und hier scheint Brunner einseitig zu werden. Mit Nachdruck und Recht kämpft er gegen den Psychologismus. Es gehörte schon die ganze Abgestandenheit, die geistige Zweiter-Hand-Existenz, Entferntheit vom Elementaren des Lebens dazu, wie sie sich vor dem Krieg im Abendland ausgebreitet hatte, um Religion (— und genau so Kunst, Wissenschaft, Volksleben, Staatlichkeit u. s. w.) als Kulturerscheinung aufzufassen, als etwas, was sich darin erschöpft, Kultur zu sein und sein zu wollen — statt einerseits als unmittelbare Selbstbefriedigung der Seele aus ihrer elementarsten Wirklichkeit heraus, andererseits als absolute Genugtuung gegenüber den unmittelbaren Forderungen des Gegenstandes. Gegen eine solche bequeme Verfälschung des Gegenstands der Wissenschaft, welcher eben das Leben selbst ist und nicht ein schon zur Kultur geformtes und vermitteltes, muß Front gemacht werden. Geisteswissenschaft ist nicht Kulturwissenschaft. Aber man schütte das Kind nicht mit dem Bade aus. Die Wissenschaft behält ihre Wesenhaftigkeit; sie tritt von außen ans Leben heran, auch an den Glauben, das machtvollste über sich Hinausgehen und im Gegenwurf Leben, und macht es dann doch zur Funktion, zur Geistesprovinz, zum Seelenakt, zur Kulturerscheinung. Entweder man erkennt diesen Widerspruch als notwendig an, als allem Erkennen und Denken anhaftend, doch aber im Praktischen überwunden — oder man kommt schließlich dahin, wo die Religion sich schon oft fand, die Wissenschaft, das Denken des Denkens und auch das Fühlen des Fühlens, den Glauben als religiöse Tatsache — radikal zu verdammen und zu verlangen, daß der in sich ruhende Gott ohne kritische Verdoppelung und bewußt machende Selbstüberhöhung rein in seinem souveränen Selbstbesitz gelassen werde.

Kommt hier so im Wesentlichen nur die schroffe Entgegensetzung von Gott und Mensch zu ihrem Recht — verwandt in manchen den Positionen Rudolf Ottos vom „ganz Anderen" der Religion, vom dräuenden Ernst der Gottheit —, so zeigt die lichtvolle und gerecht abwägende Schrift von **Eberhard Vischer** über **Albrecht Ritschl** die Gefahren eines einseitigen Transzendenzstandpunktes. Ritschl stellt in seiner als einem geschlossenen Ganzen immerhin imponierenden Leistung doch nach der grundsätzlichen Stellungnahme die verknöcherte Ausartung der Tendenz dar, das Wesen, das Absolute von der Gegenwart, vom ewigen Nun, vom lebendigen Menschen in Raum und Zeit fortzurücken, in ein fernes Zeitenende und eine ferne Gottheit zu verlegen, während dem Menschen selbst nur vermitteltes Wirken darauf zu bleibt, in moralischem Handeln, Berufsethik, Einordnung in Kirche, Staat und Gesellschaft. Und dem gegenüber werden alle unmittelbaren Erlebnisse zu bloßen Gefühlen, eitlen Phantasmen herabgesetzt, welche nie der reale Besitz und die Sache selbst sein dürfen. Und das Ganze ermangelt doch der überindividuellen Größe etwa mittelalterlicher katholischer Kirchenideale, sondern der korporative Gedanke ist hier noch einmal rationalistisch umgebogen. Die einzelnen dogmatischen Formulierungen Ritschls, insbesondere betreffs Rechtfertigung, Christologie und der breit ausgeführten unseligen Lehre des späteren Luthertums von der Schriftmagie sind heute nicht mehr allzu belangvoll und dazu mehr künstlich als be-

deutend. Immerhin stellt er einen lehrreichen in sich geschlossenen religiösen Typus dar, der bei Vischer nach seiner positiven wie negativen Seite plastisch hervortritt.

Auch **Heinrich Barth** ringt in seinem Vortrag **„Ethische Grundgedanken bei Spinoza, Kant und Fichte"** mit dem Problem von Immanenz und Transzendenz, von dem Innewohnen oder Darüberhinausliegen des Sinnes in Bezug auf die Wirklichkeit. Er gibt eine Synthese beider in einer Harmonisierung der kantischen und spinozistischen Weltanschauung, aber sie überzeugt schon darum nicht, weil, so trefflich er die Zerstörung des modernen Lebens durch seine reine Zweckrationalität und Zwecktranszendenz, und durch sein von seinen Zielen aus sich selber Fortgerissenwerden zu schildern weiß, doch sein Mitleben und Mitdenken deutlich und vorzugsweise dem Standpunkt der Transzendenz gehört. Die schroffe Erhöhung aller Normen, alles Sinnes über die Realität und das Leben ist ein ganz herausgehobenes, formales und rein in sich ruhendes Sollen, das alle Brücken zu den Inhalten des Wirklichen abgebrochen hat, zieht ihn an Kants Formulierungen mächtig an. Die voreilige Auffindung des Göttlichen im Menschlichen, des Sinns im Sein, die Behauptung einer Vernünftigkeit des Gegenwärtigen und Gegebenen und der Gegebenheit und Gegenwärtigkeit der Vernunft, wie sie den deutschen Idealismus und, als Gegenschlag gegen den vorhergegangenen Materialismus, auch vielfach die Gegenwart kennzeichnet — das verurteilt er aufs strengste. Allein die Feuerprobe der Ethik Kants, welche dieser nur vermöge seiner zeitbedingten unreflektierten Aufklärungseinstellung scheinbar bestehen konnte: was denn nun eigentlich gesollt wird, welches der Inhalt der Norm ist, wenn diese beziehungslos und rein negativ dazu hoch über allem Dasein thront — diese Frage weiß auch Barth nicht zu lösen. Höchstens daß er mehrfach die Kantschen Begriffe modern umdeutet und zu ihrer Ausfüllung einen dem Simmelschen ähnlichen Lebensbegriff hineinschmuggelt. Aber schon das Gefühl des „Lebens" in seiner Zusammenbindung von Vollkommenheit und Spannung, Sinn und Wirklichkeit, von Umfassendheit bis über das Sinnlose hinaus und Vernünftigkeit bis zur Überhöhung seiner selbst — dieses heute immer mächtiger bewußt werdende Lebensgefühl wird nie mehr eine solche schroffe Gegensätzlichkeit als Letztes möglich erscheinen lassen wie bei Kant, und wie Barth es will. Allein schon die Kunst und die Religion, rein als Tatsachen gefaßt, verunmöglichten es. Sie beide leben, ohne den transzendenten Gegenpol abzuschwächen, doch zentral von der ewigen Gegenwart des Göttlichen, seinem wirklichen und zum Besitz zu machenden Einwohnen in Fleisch und Blut. — Trotz dieser abweichenden Grundeinstellung, vermöge deren wir die höhere Einheit von Immanenz und Transzendenz auf einer anderen Resultante suchen müßten, erkennen wir gerne an, daß hier manche Einzelposition in neuer und sehr wertvoller Beleuchtung erscheint. Die Betrachtungsweise der Grundprobleme hat viel mit derjenigen von Albert Schweitzer gemein.

Von leichterem Gewicht ist dem gegenüber die Schrift von **Ernst Stähelin** über **Secretan.** Hier erscheint das Problem der Immanenz in der eigentümlichen Abflachung der Aufklärung: Die Selbstbesinnung der gesunden Vernunft gibt alles Nötige und schneidet alle schmerzhaften Konflikte und Verneinungen, alle letzte Problematik ab. Secretan vertritt den liberalen Bourgeoistypus des 19. Jahrhunderts auf religiösem Gebiet. Auch was Stähelin aus Eigenem hinzufügt, hat keinen Vollgehalt, und dazu ermangelt der Stil einer hinlänglichen Pflege.

Der Verlag von Paul Haupt in Bern legt eine Studie zur religiösen Ideengeschichte vor: **„Das Problem der Seelenschönheit im Mittelalter"** von **Walter Müller-Genf.** Es entspricht einer verbreiteten Tendenz der Gegenwart, die Geistesgeschichte des „finstern" Mittelalters aus ihrem künstlich verschärften Gegensatz zu Renaissance und Neuzeit herauszulösen und mit diesen in eine gerade Entwicklung einzuordnen, welche jederzeit Tiefe, Breite und ein positives Verhältnis zu den rein menschlichen Problemen hatte. Müller leistet durch den verdienstlichen Aufweis viel unbekannten Materials auch an seiner Stelle diese

Arbeit; die schroffe Abhebung, mit welcher Freiherr von Waldberg den Begriff der schönen Seele und seine Entstehung in der spanischen Mystik als den charakteristischen Beginn neuzeitlich-sentimentalischer Anschauungen malte, kann darnach so nicht aufrecht erhalten bleiben. Immerhin übersieht Müller, daß die Seelenschönheit im Mittelalter wie auch bei Platon immer mit dem ethischen Werte zusammenfällt, wobei dieser deutlich vorherrscht, während bei den Spaniern Seelenschönheit eigene Farbe hat: Seelenhaftigkeit, Weichheit, Empfindungsseligkeit, Sensibilität, Romantik. Die Tendenz des offenbar von katholischer Seite ausgehenden Büchleins scheint die beachtliche, heute sehr unterstrichene Linie innezuhalten, den Katholizismus zugleich als die Macht fester Organisation und kontinuierlicher Überlieferung, samt damit verbundener Wahrheitsgarantie, wie auch als Macht der reinen Innerlichkeit hinzustellen, welche, von dem ewigen Werktag protestantischer Berufsmoral ausgenommen, in diesem Rahmen auch der Erlebnisfarbe, ja vergeistigten Sinnenfreude ihren Platz lasse. Ohne diese Aufstellungen hier zu erörtern, bemerken wir nur zu der auch von Müller wiederholten Behauptung von der Kunstfeindschaft des Protestantismus: Mag man die große Kunst des Mittelalters auch dem Katholizismus gut schreiben und diesen als solchen nicht erst vom Tridentinum herdatieren, so hat auch der Protestantismus seither letzte Menschheitswerte der Kunst gegeben, von Schütz über Bach zu Brahms, während der Katholizismus auf dem Gebiete der Kunst, in Devotionalien, in kirchlicher Innenarchitektur sich in keiner Weise über das betrübliche Durchschnittsniveau der Zeit erhebt. — Die Fachwissenschaft sei auf die wertvolle Schrift nachdrücklich hingewiesen.

Zum Schluß verzeichnen wir noch die ungemein flott und fesselnd geschriebene Broschüre des verdienstvollen Leiters der Zürcher Zentralbibliothek, **Hermann Escher,** in welcher er die Eindrücke einer beruflichen Studienreise gesammelt hat: **Amerikanisches Bibliothekswesen,** Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. Überflüssig, zu bemerken, daß sich dem Fachmann hier eine Fundgrube von Anregungen auftut; darüber hinaus aber leitet das Schriftchen unmerklich und mit Feinheit zu Nachdenklichkeiten allgemeinerer, besonders völkerpsychologischer Art über. Aus der Masse des übersichtlich gegliederten Materials gibt es genug zu lernen; hier ist aller Alte-Welt-Hochmut unangebracht. Auch in dem Rahmen der bescheidenen Möglichkeiten, die der Krieg in ganz Europa für öffentliche und zumal geistige Zwecke übrig gelassen hat, läßt sich da manche Verbesserung absehen. Alle Hochachtung vor derartig hingebendem und unermüdlichem Volksbildungsbestreben! Der ihnen zu Grunde liegende geistige und menschliche Optimismus ist sicher nichts Verächtliches, ja entbehrt nicht eines Zugs der Größe. Andererseits sehen wir auch nach Durchsicht dieser abwägenden Schrift keinen Grund zum Kapitulieren vor den unbegrenzten Möglichkeiten auch auf diesem Gebiete. Die riesige Zahl der Büchereien und ihrer Benutzungen, die unübertrefflich ausgedachte geistige und materielle Organisation, den Bildungsstoff ans Volk heranzutragen, zusammengehalten mit dem wirklichen amerikanischen Menschen auch von seinen besten Seiten zeigt eben doch, daß Bücher und Lesen eben nicht das einzige und nicht das letzte Kulturmittel sind. Tatsächlich ist der Bildungsstand in Amerika gegenüber Europa, auch was bloßes Wissen angeht, nicht überwältigend, und was menschlich-intellektuelle Vertiefung, doch wohl ganz außer Vergleich. „Breit und flach", ist das Kennzeichen so mancher Seite amerikanischen Lebens auch für den sympathisch eingestellten Betrachter. Die Gründe dafür sind ja oft besprochen worden: Die Geschichtslosigkeit, die materielle Sattheit, das Vorwalten des Technischen, die furchtbare uniformierende Zwingherrschaft des Kapitalismus. So zeigen auch die hier geschilderten ehrlich idealistischen Bestrebungen in ihrer ausgebreiteten Betriebsamkeit häufig mehr das Fehlen tieferen Problembewußtseins, des Gefühls für die tragische Dialektik von Wissen und Bildung, als ein heroisches Überwinden der darin liegenden Widerstände. E. Br.

Emil Ronigers „Wallfahrt nach Niklashausen".

Als Emil Roniger vor vier Jahren gleich mit einem Siebengespann von lauter Erstlingswerken in die literarische Rennbahn einzog, fand er einen sehr ungleichen Empfang auf der Kritikertribüne. Begeisterung, Verblüffung, Mißvergnügen, Vorwürfe, Spott; alles war zu haben. Aber allgemein war doch — außer bei den bedingungslos Begeisterten — ein gewisses Mißbehagen über das Draufgängerische dieses ersten Auftretens. Wer wird denn gleich im ersten Agon das ganze Pentathlon gewinnen wollen; wer im ersten Anlauf den Kranz des Lyrikers, Epikers und Dramatikers zu erringen glauben! Und dann, welche Zumutung an den Kritiker, einen Neuling unbekannten Namens gleich siebenfach zu würdigen, sich durch sieben Bände durchzulesen, um dem Mann das Horoskop zu stellen!

Wer sich aber von dem etwelchen Mißbehagen der Überrumpelung erholte, mußte gestehen, daß viel gesunde Kraft und hohes Streben an diesen ersten Sturmlauf gesetzt worden; daß trotz dem Anschein übermütiger Himmelstürmerei ein ernster Künstlerwille dieses formgewandte Talent beseele, und daß es nur Zeit brauche, um sich von der berauschenden Vielseitigkeit des Könnens in seine eigentliche Aufgabe hineinzufinden.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.

Der neue Band, der heute von Roniger vorliegt, **„Die Wallfahrt nach Niklashausen"**,*) gibt dieser Erwartung Recht. Das Werk gehört in die Gattung, in der sich der Verfasser der „Sieben Märchen" und „Drei behutsamen Geschichten" schon vor vier Jahren am unbestrittensten als ein Könner ausgewiesen hat. Schon damals konnte man den glücklichen Griff in der Wahl fruchtbarer Motive, die Reinheit und Feinheit der Menschenschilderung und den schön gemessenen Schritt und Ton der erzählenden Sprache bewundern.

„Die Wallfahrt nach Niklashausen" ist eine geschichtliche Erzählung oder genauer: eine Erzählung mit geschichtlichem Hintergrunde. Sie führt uns in die Zeit der Bauernaufstände in Süd- und Mitteldeutschland im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Von Böhmen aus, wo die Taboriten, in Erwartung der Wiederkunft Christi, ein neues Urchristentum mit Feuer und Schwert anbahnen wollten, hat sich eine religiös-kommunistische Lehre bis ins innerste Deutschland verbreitet und unter dem durch geistliche und weltliche Grundherren gequälten Bauernstand Aufnahme gefunden. Zu Niklashausen an der Tauber, im Gebiet des Bischofs von Würzburg, taucht im Jahre 1476 ein Verkünder der neuen Lehre in der Gestalt eines jungen Hirten auf, bezeichnenderweise Johannes Böhm oder Böheim geheißen, unterm Volk als der Pfeiferhänsel bekannt. Er verkündigt die Ankunft eines neuen Reiches, das durch Abschaffung aller geistlichen und weltlichen Machthaber, durch gleichmäßige Verteilung des Besitzes, durch gemeinsames Recht auf Wald, Wasser und Weide, durch Aufhebung aller Standesunterschiede u. s. w. herbeigeführt werden soll. Zu Tausenden strömen sie ihm zu, die Bauern und Bäuerinnen aus Franken, Schwaben, dem Schwarzwald, dem Oberrheinischen, nennen sich Brüder und Schwestern, lauschen der Predigt des Propheten, erleben Zeichen und Wunder von seiner Hand. Der Bischof sieht dem Treiben zu, bis die Gefahr wächst und unheimlich wird. Dann läßt er den Pfeiferhänsel gefangen nehmen, aufs Rad binden und verbrennen. Die empörten Haufen der Gläubigen ziehen vor Würzburg, werden aber durch Kanonen auseinandergesprengt. Der Aufstand bricht zusammen, doch die kommunistische Lehre pflanzt sich fort, und die Wut der Unterlegenen flammt im großen Bauernaufstand unterm Zeichen des Bundschuhs wieder auf.

Aber nicht der Pfeiferhänsel, der Prophet, ist der Held von Ronigers Geschichte. Was er uns erzählt, ist ja die Wallfahrt nach Niklashausen — und zurück. Und sein Held ist ein Bauer aus dem südlichen Schwarzwald,

*) **Emil Roniger. Die Wallfahrt nach Niklashausen.** Im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich (1923).

der Blasi aus dem Verlornen Grund, ein echter Alemanne, kernig, wortkarg, trocken, mit mystischen Anlagen im verborgenen Grund seines Wesens, ein Riese an Körperkraft, ein Kind im Glauben an die Stimme des Gewissens. Dieser Blasi wird eines Nachts von einer innern Sturmglocke aufgejagt — der Leser erfährt nicht recht, wieso und warum, aber dem Blasi ist das auch nicht klar, er erlebt solche Dinge nicht im Oberbewußtsein —, fort muß er einfach, der Glocke nach; und so gehts dem Lienhard Kruglin mit dem langen Schnauz und dem Kleuwi Rüedi, und so auch der Merga, der Stiefschwester von Blasis Frau — sie wissen nicht recht, warum; aber „Wenn's einer in sich hat, muß er ihm folgen," sagt der Blasi. Heimlich zieht es sie alle zum Pfeiferhänsel in Niklashausen, aber sie reden nicht davon. Erst die neue Weggefährtin, die Frosine, ein halbes Kind noch, lieblich wie eine Madonna, aber von epileptischer Tanzwut befallen, die erst redet vom Ziel ihrer Sehnsucht; denn sie hat ein Bild vom Pfeiferhänsel und weiß, daß er sie heilen wird von ihrer Krankheit.

Und wie dieses seltsame Trüppchen wandert und rastet und weiterwandert und im Weiterwandern wächst und anschwillt und sich mit andern Truppen mischt und endlich anlangt am Wallfahrtsort und sein Heil erlebt — das bildet, wenigstens dem Umfang nach, den Hauptteil der Erzählung. Und ist alles mit solcher Versenkung in die Gemüter und mit solcher liebevollen Freude an den kleinen Dingen, den zufälligen wie den bedeutungsvollen, erzählt, daß es mich nicht wundern würde, zu hören, der Verfasser habe ursprünglich nur das im Sinn gehabt, d. h. den sozusagen idyllischen Teil der Erzählung, der etwa mit dem andächtigen Lied geendet hätte, das den beseligt heimwärts Wandernden in jener zaubervollen Mondnacht der süße Drang zur Heimat eingab.

„Dieses Lied," heißt es da vom Blasi, — ein schlichtes Lied, wie es das Volk sang — „war ihm wie eine schöne Blume, die dem Heimatboden entsprossen, und Blume und Boden muteten ihn beide gleich an. Es lief heiß durch ihn hin und war alles Liebe zu der Scholle, die auch ihn selber hervorgebracht. Und in der Liebe ein Verlangen, etwas zu tun für diese Heimat und sie denen zu entreißen, die sie sich angeeignet hatten und ihr Spiel und Lust damit trieben, wie mit einer feilen Dirne. — So war's wie ein Schweben im Heimatlied und im Heimatdrang und im Licht, das der Mond über das Land ausgoß." Und der Erzähler hätte uns weiter sagen können, wie die Wallfahrer, ergriffen vom Zauberbild der nächtlichen Kaiserstadt, der schweren Pflicht bewußt geworden seien, die der Pfeiferhänsel ihnen auferlegt, und wie sie einander gelobt hätten, diese Pflicht heilig zu halten und zu erfüllen.

Aber die Geschichte endet nicht mit diesem friedlich-träumerischen Idyll. Sie biegt ins Gewalttätige und Furchtbare einer häuslichen Tragödie ab. Denn der Blasius, der so voll hohen Sinns für die heilige Berufung heimkehrt in den Verlornen Graben, findet ein untreues Weib, das sich für sein Weggehen gerächt hat und ein Herz voll Haß gegen ihn ausschüttet. So verliert er wieder die Heimat, die er eben noch liebevollen Dranges suchte, und wendet sich ab von ihr. Auch Merga, die ihm mit ihrer Liebe den Abschied schwer macht, kann ihn nicht halten. „Es sei, wie es sei," sagt er halblaut im Gehen — „das ist's, die Unruh und die Kraft aus der Unruh. Beides muß ich den Leuten bringen unter die Strohdächer landauf und landab. Die Unruh und die Kraft. Und als ein fern, schön Ziel das Bild der Stadt im Mondschein, der Pfalz des neuen Reiches, wie es der Pfeifer uns gezeigt von der Höhe seines göttlichen Aufschwungs." Damit schließt die Erzählung, mit diesem glänzenden Zukunftsblick eines ehrlichen Schwärmers.

Wir brauchen nicht mehr zu wissen, brauchen den Weg nicht zu verfolgen, der den Blasi in den Kerker und an den Galgen, vielleicht auf den Scheiterhaufen führt. Solchen Naturen, wenn sie einmal durch eine vermeintliche Offenbarung aus ihrer vertrauten Alltagswelt und aus dem ruhigen Gleichgewicht ihrer Seele herausgerissen werden, steht der Märtyrertod in den Augen zu lesen. Sie haben einen Glauben, der Berge versetzen kann, und

verlieren darüber den Sinn für die harten Widerstände der wirklichen Dinge. Beides beisammen gibt es nicht. In Blasis Schicksal ist dieser innere Bruch, das Überspringen vom Tatsachensinn ins Hellseherische, vom Möglichen und Wirklichen ins Unmögliche und Phantastische wohl schon vorbereitet in seiner seltsamen Ehe. Die kurze Eingangsszene soll uns, wie mir scheint, das Mißverhältnis andeuten. Er, der Tiefgründige, Unbestechliche, Lautere und Gerechte — hat sein Herz an ein unwürdiges Weib gehängt, das nicht Bescheid weiß in seiner Brust; das nichts ahnt von den geheimnisvollen Mächten, die da drinnen am Werke sind, schwellen, treiben und endlich unvermutet losbrechen. Sie haben beide einander nicht verstehen können. Auch er ist nicht unschuldig daran, daß er seine Heimat verliert. Der unbewußte, ungestillte Drang ins Vollkommene, Unwirkliche, Unmögliche, ist sein Glück und sein Unglück geworden — wie er's bei so vielen Heldennaturen gewesen ist.

Daß uns Roniger solche zur Tragik bestimmte Heldengestalt in einem schlichten Mann der Scholle vorführt, das macht uns die Erzählung ihres Schicksals so neu und fesselnd. Daß er überhaupt ins naive Volk des ausgehenden Mittelalters hinabsteigt und die weltbewegenden Ideen der Gegenwart als schwärmerische Ahnungen und Forderungen eines der Zeit weit vorauseilenden Volksgewissens vor uns entstehen läßt, dafür wird ihm jeder danken, der die neuere Geistesentwicklung nicht bloß als eine Angelegenheit von Akademikern und „Intellektuellen" betrachtet, sondern auch als ein im dunkeln Unbewußten der Völker mitflutendes und, wenn die Stunde gekommen ist, zur Welt gebärendes Ahnen und Suchen, Sehnen und Fordern.

Wem diese Auffassung und Bewertung eines literarischen Werkes nicht geläufig ist und wem sie keinen Anreiz zur Lektüre gibt, dem möge zum Schluß nur kurz ein Wort über die sprachliche Schönheit des Buches gesagt sein. Ronigers Prosa war von Anfang an durch Reinheit und Gegenständlichkeit ausgezeichnet. Alle Künstelei, alle gewollte Geistreichelei war ihr fremd. In der „Wallfahrt nach Niklashausen" bewährt er sich als ein feiner Stilist, indem er der Sprache, ohne je in Ziererei oder Pedanterie zu verfallen, gerade dasjenige schlichte Gewand gibt, das dem Denken und Fühlen dieser einfachen, aber ungebrochenen und ehrlichen Menschen und ihrem Zeitalter ansteht. Seine Sprache hat die rührende Schönheit des echten Volksliedes. Sie ist voll leiser Musik, und kein falscher Ton darin.

O. v. Greyerz.

Rochholzens Schweizersagen aus dem Aargau in neuer Bearbeitung.*)

Nun ist doch ein fleißig nach Schätzen forschender Federkiel auf den kostbaren, wenig bekannten Hort lauteren, überlieferungsschweren Sagengoldes gestoßen, den der Aargau zu besitzen sich rühmen — dürfte. Der starke Doppelband, den E. L. Rochholz 1856 zusammengetragen und erläutert hat, ist ja wenig mehr bekannt. Zudem munkelt unter den ganz Klugen im Aargau herum eine verdächtigende Sage von der Unzuverlässigkeit dieses Sammelwerkes, das auf ganz verbotene Weise zustande gekommen sei. Nun stimmt es hin und wieder — doch selten — einmal nicht ganz mit der Angabe von lokalen Flurnamen oder mit der Beschreibung landschaftlicher Einzelheiten. Aber wer es sich nicht hat verdrießen lassen, das Buch ernstlich kennen zu lernen, muß sich denn doch wundern, daß man einen Sagenkenner, der sich mit der weitschichtigen einschlägigen Literatur dermaßen vertraut zeigt wie Rochholz, so gering einschätzen kann. Daß man ihm zutraut, er hätte eine bodenentwachsene Überlieferung nicht von einem aus Gymnasiastenfingern gesogenen Geschichtchen zu unterscheiden vermocht. Nein, Dank ist dem Sammler

*) E. L. Rochholz, Sagen und Märchen. Bearbeitet von Dr. Emil Riggenbach. Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

gegenüber eher am Platze als Achselzucken. Heute würde man, besonders in reformierten industriegesegneten Gegenden, umsonst nach den alten, von Rochholz noch geborgenen Sagenschätzen graben.

Fürs erste legt der Verlag Sauerländer eine Auswahl von über achtzig Erzählungen in einem stattlichen, schönen Bande vor. Dr. Emil Riggenbach hat sie aus Rochholzens Werk herausgehoben und bearbeitet. Soweit diese „Bearbeitung" in Kürzungen des ursprünglichen Textes besteht, kann man sie gelten lassen. Die da und dort für nötig erachteten stilistischen „Verbesserungen" dagegen waren überflüssig. Die Fassung der Sagen bei Rochholz ist unantastbar reizvoll, hat Erdgeschmack. Glücklicherweise ist der Bearbeiter ihr im großen und ganzen denn auch treu geblieben. Bei der Ausgestaltung einzelner in der Vorlage bloß angedeuteter Motive zu richtigen Erzählungen hätte auf den Erlebniskreis der lesenden Jugend mit Vorteil mehr Rücksicht genommen werden können.

Die beigegebenen Holzschnitte von Henriette Grimm, die geschickt mit dem Gegensatz Schwarz-Weiß arbeiten, wirken ihr bestes in der Andeutung unheimlicher Gestalten und Stimmungen, reichen aber an die Zeichnungen von Münger in den Sagenbüchern Jegerlehners nicht heran.

Ein weiter Leserkreis darf diese gut getroffene Auswahl wohl willkommen heißen, mag ehrwürdiges Überlieferungsgut durch sie in sich aufnehmen, da die Erzähler solcher Geschichten mehr und mehr verstummen. Hoffentlich aber soll sie nicht einen Neudruck der wertvollen alten Sammlung ersetzen. Den wünschen wir uns vom Verleger zu einem kommenden Weihnachtsfest.

Arnold Büchli.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2.
— Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.